

Einburg. Wahlr. 14. Gifforn-Celle. Stichwahl zwischen Große (natl.) und Paul (Soz.).

Aus der Provinz Sachsen und ihrer Umgebungen.

Wittenberg, 17. Juni. (Feuer.) Im Benndorfer Dorfe ist heute ein Brand ausgebrochen, welcher die Kirche zerstört hat.

Wittenberg, 17. Juni. (Verunglückte.) Ein Arbeiter ist heute beim Transport von Holz verunglückt.

Wittenberg, 17. Juni. (Streit.) Zwischen zwei Parteien ist heute ein Streit ausgebrochen.

Wittenberg, 17. Juni. (Personalausdrichten.) Ein Mann ist heute aus der Provinz Sachsen ausgewandert.

Berliner Chronik. Die Berliner Polizei hat heute eine Verhaftung vorgenommen.

Aus Nah und Fern. Aus dem Ausland sind heute einige Nachrichten eingetroffen.

Zum Morbanchung auf den Reichstagsfeierlichkeiten. Die Feierlichkeiten werden in großem Stile abgehalten.

Wittenberg, 17. Juni. (Wahl.) Die Wahl zum Reichstag hat heute stattgefunden.

Wittenberg, 17. Juni. (Wahl.) Die Wahl zum Reichstag hat heute stattgefunden.

Wittenberg, 17. Juni. (Wahl.) Die Wahl zum Reichstag hat heute stattgefunden.

Wittenberg, 17. Juni. (Wahl.) Die Wahl zum Reichstag hat heute stattgefunden.

Wittenberg, 17. Juni. (Wahl.) Die Wahl zum Reichstag hat heute stattgefunden.

Wittenberg, 17. Juni. (Wahl.) Die Wahl zum Reichstag hat heute stattgefunden.

Verfüge der Kriegsminister, daß der frühere Deputierte Reichard, welcher Hauptmann der Landwehr ist, wegen eines von ihm im Reichstag abgegebenen Artikels der Nationalversammlung...

Die Verhaftung des Hofbesitzeranbaters Schmitz, dessen Wahl am 1. Juni nach Verhaftung von 8000 Mann aus Potsdam durchgegangenen Bismarckisten Wilhelm Dreyse in einem Hofe. Schmitz hatte noch 6000 Mann bei sich, er trat in Wien unter falschem Namen auf.

Gefangen für die Schweiz. Der schweizerische Nationalrat hat mit 105 gegen 24 Stimmen beschloffen, der Bund solle ein bürgerliches Gefängnis für die ganze Schweiz errichten.

Wetter-Vorhersagen auf Grund der Berichte der deutschen Seewarte in Hamburg. Sonntag, 19. Juni: Wolkig, ziemlich kühl, streifweise Regen. Montag, 20. Juni: Veränderlich, wärmer, streifweise Gewitterregen.

Table with 5 columns: Witterungsstände, Gatte und Unterhalt, etc. It lists various weather conditions and their corresponding values.

Volkswirthschaftlicher Theil.

Wochenbericht über Butter und Schmalz.

von Gust. Schülze u. Sohn. Berlin C., den 18. Juni 1898. Butter: Die Zufuhren in Hofbutten waren auch in dieser Woche recht umfangreich und dürfte die Produktion bei der fruchtbareren Witterung auch fortwährend hoch bleiben.

Table with 3 columns: Butter, Schmalz, etc. It provides weekly reports on butter and tallow prices and market conditions.

Benutzte Nachrichten.

Landchaft der Provinz Sachsen. Ende 1897 verließen an verschiedenen Orten 70 903 500 M. in Provinzial-Pfandbriefen und 24 794 200 M. in Zentral-Pfandbriefen. Die Gesamtsumme dieser Darlehne betrug 95 697 700 M.

Marktberichte.

Central-Stelle der Preussischen Landwirtschaftskammern. 17. Juni 1898. a) für inländisches Getreide ist in Markt per Tonne gezahlt worden:

Table with 4 columns: Location, Price, etc. It lists market prices for various goods from different locations like Altmatt, Magdeburg, etc.

b) Nach privater Ermittlung.

Table with 4 columns: Location, Price, etc. It lists market prices for various goods from different locations like Berlin, Magdeburg, etc.

c) Altmatt.

Table with 4 columns: Location, Price, etc. It lists market prices for various goods from different locations like Chicago, Liverpool, etc.

d) Braunschw. 17. Juni.

(Originalbericht von D. n. f. u. S. p. a. u. h.) Abgang der abgeplanten Ernteprodukte bedingt den Markt für Getreide...

Wienmärkte. 17. Juni.

(Mittwöchlicher Bericht.) Stadtkäse, Schmalz und Viehmarkt. Am Freitag, 17. Juni: 123 Rinder, 200 Schweine, 173 Schafe...

Waaren- und Produktberichte.

Getreide. Hamburg, 17. Juni. Weizen sehr fest, Roggen fest, Gerste fest, Hafer fest.

Wollmarkt. Hamburg, 17. Juni. Wollmarkt sehr fest, Wollpreise hoch.

Wollmarkt. Hamburg, 17. Juni. Wollmarkt sehr fest, Wollpreise hoch.

Wollmarkt. Hamburg, 17. Juni. Wollmarkt sehr fest, Wollpreise hoch.

Wollmarkt. Hamburg, 17. Juni. Wollmarkt sehr fest, Wollpreise hoch.



(Nachdruck verboten.)

Hinaus in die Welt.

Roman von D. Elſter.

6] „Kommt, Jüngens,“ rief er Ernst und Waldemar Sander, den Gymnaſiaſten und hoffnungsvollen Söhnen des Ranzleiraths, zu, „ich will Euch einmal den Fuchs an der Kette und den zahmen Rehbock zeigen.“

Dieſer Vorſchlag wurde von Ernst und Waldemar mit Jubel angenommen und fort ſtürmten die Drei dem Hofe zu, wo Meifter Reinecke gleich einem Hofhund an Halsband und Kette lag, mit liſtig blinzelnem Auge das Hühnervolk beobachtend, und wo der zahme Rehbock mit ſtolzen, anmuthigen Schritten auf- und abſpazirte.

„Apropos! Ihren gefangenen Fuchs betreffend, Heilborn,“ wandte ſich der Oberförſter an Reinhold, „ſo möchte ich Sie doch in Bezug auf Ihren Hühnerſtall warnen.“

„Hat nichts zu ſagen, Herr Oberförſter,“ entgegnete Reinhold, „Meiſter Rothrock liegt feſt an der Kette.“

„Der Teufel trau' einem ſolch' liſtigen Vieh,“ rief der Oberförſter, ohne Rückſicht auf den Pfarrer Werner Steinmann zu nehmen. „Da kann ich Ihnen eine ſamoſe Geſchichte von einem Fuchs erzählen, den ich vor Jahren beſaß.“

„Doch keine Jagdgeſchichte?“ meinte würdevoll lächelnd der Ranzleirath.

„Buchſtäblich wahr, Herr Rath! Der Fuchs lag feſt an der Kette. Ich ſelbſt hatte öfter das Halsband unterſucht, es war ſo eng, daß ich es dem Fuchs nicht über die Ohren ziehen konnte. Und doch verſchwand faſt jeden Tag ein Huhn vom Hofe. Ich beobachtete den Rothrock. Aber er lag ſo unſchuldig vor ſeiner Hütte in der Sonne, blinzelte mich gutmüthig an, als wollte er ſagen: „Ich bin's wahrhaftig nicht geweſen, Herr Oberförſter“ und ließ ein leiſes Knurren vernehmen. Das ging ſo eine Weile hin. Von den Hühnern war keine Spur zu entdecken, nicht eine Feder, nicht eine Klaue. Die Hühner mußten uns geſtohlen werden. Da ward eines Tags die Hütte meines Meiſter Reinecke auf eine andere Stelle gerückt und was fanden wir da? — Hinter der Hütte hatte der ſchlaue Rothrock eine Grube gegraben, in die er die Federn, Klauen und Schnäbel der geraubten Hühner verbarg, die Grube ward dann jedesmal mit dem loſeren Erdreich und dem Stroh ſeines Lagers wieder bedeckt, ſodaß kein Menſch ahnen konnte, daß der liſtige Räuber hier die Spuren ſeines Verbrechens verſteckte. Wenn ich ſein Halsband unterſuchte, machte ſich der Schlaupfopf ſo dick, daß ich ihm das Lederband nicht über die Ohren ziehen konnte; er ſelbſt aber ſchlüpfte geſchmeidig hinaus und kehrte nach vollbrachter Unthat befriedigt in das Halsband zurück.“

„Aber, Herr Oberförſter . . .“

„Bei meiner armen Seele, es iſt Alles buchſtäblich wahr, Herr Rath. Den Schlingel konnte ich natürlich nicht behalten. Todſchießen möchte ich ihn nicht und da verſchenkte ich ihn an

eine umherziehende Menagerie. Da ſoll er es denn ebenſo mit den Papageien gemacht haben.“

Man lachte; da aber die Maibowle ſich ihrem Ende näherte, ſo ſchlug die Rätſin einen Spaziergang durch den Garten vor, welcher Vorſchlag von den Damen und dem Pfarrer angenommen wurde, während der Rath und der Oberförſter ſich neue Cigarren anzündeten, mit dem feſten Vorſatz ſitzen bleibend, die friſche Bowle, welche Reinhold anſetzte, ebenſo bis auf den Grund zu leeren.

Die Rätſin und die Oberförſterin vertieften ſich in den Gemüſegarten und in ſehr eingehende Geſpräche über den Bau von Kohlrabi, Blumenkohl, Radieschen und anderen ebenſo ſchmackhaften wie nützlichen Pflanzen. Grete eilte jedoch dem Walde zu, der ſich dem Obſtgarten mit ſeinen blühenden Bäumen anſchloß, ſetzte ſich dort auf die Bank von Naturholz unter der breitäftigen Buche und ſchaute trunkenen Blickes auf das im Blüthenschnuck ſeiner Gärten daliegende Dörfchen.

Wie friedlich, wie ſtill lag das Dörfchen eingebettet in dem engen ſchmalen Thale! Wie traulich blickten die Hütten und Häuſerchen aus dem Blüthenschnuck der Obſtbäume hervor. Wie freundlich bligte die Sonne in den blauen Fenſtern und wie feierlich mahnend zeigte der Thurm der kleinen, alten Dorfkirche zum Himmel auf!

„O, es iſt herrlich hier!“ rief Grete mit glücklichem Lächeln dem Pfarrer Werner Steinmann zu, der langſam die Stufen zu dem Platz unter der Buche emporſtieg und ſich neben Grete ſetzte.

„Wie zufrieden und glücklich müſſen Sie hier leben, Herr Pfarrer!“

„Ich bin auch mit dem Loos, das ich gezogen habe, zufrieden und fühle mich glücklich in der Ausübung meiner Pflichten der Liebe und Barmherzigkeit,“ verſetzte der junge Pfarrer mit mildem, ernſtem Lächeln.

„Aber nicht dieſe ſchöne Natur, nicht der uns zuſagende Beruf machen uns vollkommen glücklich; das Glück, das wahre Glück ruht gleich einer Perle in feſtverſchloſſener Muſchel in unſerem eignen Herzen, und erſt wenn ſich das Herz dem Herzen geöffnet, erſt dann, wenn die Seele dieſes wahren Glückes uns erſtrahlt, finden wir unſer volles Erdenglück.“

Grete blickte zur Erde nieder, während ein leiſes Erröthen über ihre Wangen huſchte.

„Sie fühlen ſich oft wohl einſam hier,“ ſagte ſie ſtodend, „namentlich im Winter . . .“

„Ich bin erſt ſeit einem halben Jahre hier. Ja, ich geſtehe es, ich habe ſehr einſame Stunden im lezten Winter erlebt und oft fühlte ich Sehnuſucht nach gleichgesinnten Menſchen, mit denen ich ſprechen konnte. Da lernte ich denn den Werth der Freunſchaft ſo recht erkennen, und ich freue mich, meinen alten Schulkameraden Reinhold Heilborn hier wiedergetroffen zu haben. Durch ihn kam ich ja auch in Ihre Familie, Fräulein Grete — und jetzt iſt es mir hier nicht mehr zu einſam. Wenn ich auch allein bin, dann weiß ich doch, daß liebe und treue Freunde an mich denken, und ich freue mich

der kommenden Stunden, wo ich mit ihnen zusammen sein kann.

„Sie haben keine Verwandte mehr, Herr Pfarrer?“

„Meine Mutter lebt mit meiner Schwester in Hannover. Ich würde sie gern zu mir nehmen, aber meine Mutter ist alt und schwächlich, sie kann sich aus den gewohnten Verhältnissen nicht lösen. Ein alter Baum verpflanzt sich nicht mehr, pflegt sie zu sagen. Aber ich hoffe doch, daß sie diesen Sommer mehrere Wochen bei mir zubringen wird.“

„Ich freue mich, Ihre Mutter und Schwester kennen zu lernen . . .“

„Wirklich? — O, ich danke Ihnen, Fräulein Grete — und ich hoffe, Sie und meine Mutter und Schwester werden Freundinnen werden. Meiner Mutter ist es nicht leicht geworden im Leben. Der Vater ist früh gestorben, ihr blieb die Sorge für zwei Söhne und zwei Töchter. Und als mein ältester Bruder eben in das Amt eines Oberlehrers eintreten wollte, da starb er und meine Schwester, die an einen Kaufmann verheiratet war . . . ach, es ist eine traurige Geschichte! Weshalb sie Ihnen erzählen?“

„Bitte, erzählen Sie nur, wenn — es Ihnen selbst nicht zu schmerzlich ist.“

„Mein Schwager hatte Unglück in seinem Geschäft. Er war wohl nicht ganz ohne Schuld, doch wer will einen Stein auf ihn werfen — dann ging er nach Amerika, meine Schwester folgte ihm, sie starb dort — seit fünf Jahren ist sie tobt, mein Schwager hat sich wieder verheiratet, das Band ist zerrissen.“

So lebte denn meine Mutter mit meiner Schwester, die mehrere Jahre älter ist, als ich, ein einsames Leben, nur der Glaube an den allgütigen Gott hat sie in ihrem schweren Schicksal aufrecht erhalten. Der letzte Sonnenblick ihres Lebens war, als ich diese kleine Pfarre bekam; sie weiß jetzt mich und das Schicksal meiner Schwester geborgen, wenn Gott uns nicht neue Prüfungen schickt.“

Er blickte ernst vor sich nieder. Heimlich beobachtete Grete ihn. Wie weich und sanft der Ausdruck seines Antlitzes war? Welcher Ernst und doch welche Milde thronte auf seiner hohen Stirn und welch' barmherziges, mitteilvolles Lächeln umschwebte seinen feingeschnittenen Mund? Sie hatte ihn einige Male predigen gehört und seine Worte waren ihr tief zu Herzen gegangen. Ueber seinen Worten, über seinem ganzen Wesen ruhte eine Milde, ein Ernst und doch eine sanfte Heiterkeit, daß Einem das Herz Aufgehen mußte, sah man in das tiefe Blau seiner großen Augen, die oft in ernstestem Sinnen, oft in kindlicher Fröhlichkeit leuchteten. Und Gretens Herz erbebte, wenn der lächelnde Glanz seiner Augen auf sie fiel, wenn seine weiche, sonnte Stimme zu ihr sprach und er ihr die schmale, feine Hand zum Gruße bot. War es die Liebe, welche in das Herz des sonst so munteren und kecken Mädchens eingezogen?

„Wenn Ihre Mutter nur bald kommt,“ sagte sie unwillkürlich.

Er richtete sich empor. „Möchten Sie ihr Bild sehen?“ fragte er lächelnd. „Ein befreundeter Maler hat sie gemalt und mir das Bild geschenkt. Es ist mein heiligstes Besitztum und hängt über meinem Schreibtisch. Kommen Sie, Fräulein Grete — Sie haben mir versprochen, meine kleine Pfarre einmal zu besuchen. Dieser Weg führt uns in fünf Minuten zur Pfarre — wollen Sie?“

Sie erhob sich rasch. „Sehr gern,“ entgegnete sie, während ein lebhaftes Roth ihre Wangen färbte.

Und dann wanderten sie den schmalen Pfad entlang, zwischen den Hecken der Gärten hindurch, und die Blütenblätter der Apfelbäume rieselten auf sie nieder wie duftender weicher Schnee,

und die Narkissen und Primeln schienen ihnen zuguniken und die Weiden und Vergißmeinnicht am Bachesrand ihnen duftende Grüße zuzusenden.

Heiter plaudernd schritt der junge Pfarrer an der Seite Gretens hin. Oh, er war kein Kopfhänger und Gräbler! Er konnte lachen und scherzen, wie es sich für seine Jahre geziemte, und wenn dieses fröhliche Lachen sein Gesicht verklärte, dann mußte man ihm erst recht gut sein.

Und wie stolz die vorübergehenden Leute ihrem jungen Herrn Pfarrer nachblickten. Ja, das war ein Pastor nach ihrem Geschmack. Einfach und herzlich, ein freundliches Wort selbst für den Ärmsten und Sterbsten auf den Lippen, und stets eine offene Hand, wo es galt zu helfen. „Hier ist mein Heim, Fräulein Grete,“ sprach er lächelnd und öffnete die Gartenthür.

Der Duft von Hunderten von Blumen schlug Greten entgegen. Blauer Flieder überall, der sich weich und träumend in dem lauen Winde wiegte. Und drüben halbversteckt unter Kletterrosen und wildem Wein lugte das kleine Pfarrhaus mit seinen blinkenden Fenstern hervor, und ein kleiner weißer Spitzhund begrüßte sie mit lustigem Gebell.

Das Pfarrhaus war ein kleines, einfaches, alters- und windstiefes Gebäude, das im Winter recht trostlos aussehen mußte, wenn die grünen Ranken der Kletterrosen und des wilden Weines es nicht umspannen und das dicke Laubdach des breitästigen, hundertjährigen Walnußbaumes es nicht beschattete. Aber heute an dem goldenen Maienstage, umrauscht und umduftet von den blauen Syringen, umspannen von den knospenden Rosenranken, gleich es einem lieblichen Jöyll in weltabgelegener Stille.

Mit einem heiligen Schauer fast trat Grete in das Häuschen ein, in dem der Mann waltete, dem sich ihr Herz von der ersten Stunde der Bekanntschaft an zugewandt hatte.

„Hier ist mein Studirzimmer,“ sagte der Pfarrer lächelnd, indem er die Thür zur Rechten der Haustür öffnete. „Sie dürfen aber nicht zu große Ansprüche an die Studirstube eines Landpastors machen, Fräulein Grete. Auch die Ordnung läßt viel zu wünschen übrig. Die Magd, welche mir den Haushalt besorgt, ist gerade nicht das Muster der Ordnung und ich lasse auch nicht gern eine fremde Hand an meinen Schreibtisch. Ja — wenn . . . wenn meine Schwester hier wäre . . .“

Er hatte etwas Anderes sagen wollen. Grete bemerkte es an seinem verlegenen Stammeln und sie selbst erröthete verwirrt.

Wie anheimelnd war dieses einfache Studirstübchen mit seinen zwei kleinen Fenstern nach dem Garten zu, mit dem Blick auf das alte Kirchlein und die sich dahinter aufstürmenden Berge. An den Wänden standen einige Bücherregale, an der Hinterwand ein kleines, schwarzledernes Sopha, davor ein runder Tisch mit Büchern und Papieren bedeckt. Ein alter Sessel nahm den Eckplatz neben dem großen Ofen ein. Das Prachtstück der Ausstattung war ein moderner Diplomaten-schreibtisch zwischen den Fenstern.

„Ein Geschenk meiner Mutter, als ich die Pfarre erhielt,“ sagte Werner Steinmann und strich lieblosend mit der Hand über das Gitter, welches die Platte des Schreibtisches umgab. „Und hier ist mein Mütterchen selbst!“

Er zeigte nach dem Porträt einer alten Dame, das im breiten, aber schmucklosen Goldrahmen über dem Schreibtisch hing. Das Bild war vortrefflich gemalt. Man erkannte den Pinsel eines Meisters. Wie lebenswahr blickten diese wehmüthigen und doch so freundlichen grauen Augen auf Grete nieder! Wie sanft und milde war das Lächeln um die halb-eingefallenen Lippen!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Das Nixlein.

Ein Sommermärchen von C. E. Ries-München.

Draußen schloß der Rhein aufregend schäumend in wilden Stromschnellen dahin. In der kleinen Einbuchtung aber war es still und friedlich.

Rheinfischersknab stand im Rahn, die Hand auf der Stange, auf der das runde Fischnetz an vier biegsamen Stäben hing.

Schon am frühen Morgen war er ausgezogen zum Fischen; die alte Mutter brauchte Fische für den kommenden Markttag; aber noch immer hatte er nichts gefangen.

Frohdem war die Stelle gut; das wußte er. Die Fische suchten gern nach dem wilden Taumel der Stromschnellen die kleine Bucht auf, welche Felsgestein abschloß, spielten gern in dem grünen, klaren Wasser, das die Sonne erwärmte. Es hieß nur ausharren.

Nun, sind auch die Fischer nicht reicher an Tugenden als Andere, eine lernen sie üben: Geduld.

Und ohne zu murren, hob und senkte Rheinfischersknab die Stange, daß das Netz aus dem Wasser auftauchte und wieder hinab, wenn es oben leer ankam.

Seine Ausdauer wurde auch endlich belohnt. Schwer, gar schwer nur ließ sich auf einmal die Stange niederbrücken. Das ganze Netz mußte voll sein, voll zappelnder Fische.

„Hei, Mutter!

Oder war es vielleicht ein großer Fisch? Eine riesige Lachsforelle oder gar ein Rheinfalm, der sich soweit stromaufwärts verirrt hatte?

Nichtig, er sah deutlich im spiegelglatten, klaren Wasser einen mächtigen Fischschwanz.

Das Herz klopfte ihm vor freudiger Erwartung. Das mußte ein Fisch sein, wie ihn seit Menschengedenken Niemand gesehen, so groß und so schwer!

Die Stäbe, die sich aus dem Wasser hoben, krümmten sich fast unter der Last.

Aber nun, was war das?

Nun wurde der Negrand sichtbar und nun — — Rheinfischersknab sank in die Knie, vor Staunen starr.

In dem Netz, das über der Wasserfläche schwebte, hatte ein Fisch sich gefangen gar seltsamer Art.

Harte rosa Seitensfloßchen drängten sich durch die Maschen des Netzes; grünlich silbern schimmerte der Fischschwanz; aber vom Leibe aufwärts war es ein zartes Mägdlein. In seinen langen, goldblonden Haaren hingen wirr grüne, schleimige Algen und Tang, und das Wasser triefte von ihnen herab in den Strom: — ein Nixlein, jung, blutjung, die Augen weit offen vor Schrecken.

Ihr Ausdruck erschütterte ihn.

„Ich thu' Dir ja nichts,“ sagte er sanft und sehr eindringlich.

Seine Worte übten aber durchaus keine beruhigende Wirkung aus.

Noch weit größere Angst kam über das Nixlein. Es warf beide Arme in die Luft und zappelte entsetzlich: „Laß mich zurück ins Wasser.“

„Nein,“ sagte er wild, hastig den Kopf schüttelnd.

Er drehte die Stange rasch, daß das Netz über das Boot hinein hing. Und weil's ihm nicht mehr ganz in Mundhöhe war, beugte er sich etwas und küßte das Nixlein auf die blutjungen Lippen. Dann hob er die Stange hoch, sodas das Netz sich senkte, bis es endlich mitfammt seinem Inhalt auf dem Boden des Rahnes auflag.

Er betrachtete eine Zeitlang das Nixlein, das sich jetzt schier unsinnig gebärdete.

„Aber Du närrisches Ding, ich thu' Dir ja nichts.“

Er bückte sich lachend und nahm das Gezappel in seine Arme. Sein Blick tauchte tief in die hangen, entsetzten Augen; dann irrte er an dem garten Leibe hinab zu dem Fischschwanz, in den sich der rosige Körper verlor.

Es wurde ihm siedend heiß; vor den Augen flimmerte es ihm roth.

Er legte die Hand über die Augen.

„Ich thu' Dir ja nichts,“ sagte er unsicher. „Ich — thu' — Dir — ja n —“

Dann wußte er eine ganze Weile gar nichts mehr. Die Welt ringsum war verfunken, die Ufer weit — weit. Es lebten

keine Menschen mehr, die um ihr Tagebrod sorgten und schafften; und daß er selber am frühen Morgen ausgezogen war, um Fische zu fangen, das vollends war ganz und gar seinem Sinn entschwunden.

Das Nixlein lag zuckend vor ihm, und er schaute weich und schmelzend darauf hernieder. Und es sagte ganz schew und leise:

„Willst Du mich jetzt in das Wasser hinterlassen?“

„Nein!“ rief er wiederum scharf und heftig. „Nein, aber ich will's Dir bequem machen.“

Er löste behutsam den schuppigen Schwanz aus den Maschen des Netzes, in denen er sich jetzt gänzlich verstrickt hatte; dann hob er das Nixlein auf und trug es an eine Stelle im Rahn, wo durch ein Loch am Boden ein wenig Wasser durchgesickert war.

Er nahm die Kelle und schöpfte noch ein paar Mal dazu.

„So, jetzt wird es Dir angenehm sein.“

„Laßt Du mich nie mehr ins Wasser hinab?“ fragte es traurig.

„Nein!“ sagte er zwischen den Zähnen. Dann weich und bittend: „Doch! — nachher! — nachher! — Jetzt bleibe, — ach, bleibe bei mir.“

Da blieb das Nixlein.

Er setzte sich dicht vor ihm auf das Brett: „Nun habe ich es Dir so schön zurechtgemacht. Nun könntest Du mir auch gutwillig die Arme um den Nacken legen.“

Das Nixlein blickte überrascht an dem Jüngling in die Höhe, sah dann ein bisschen weg und sann.

Es war freilich hübsch von dem Fischersknaben, daß er sich so sanft besorgt zeigte und sich nichts daraus machte, daß ihm das Wasser die Füße neigte. Und dann, wie immer mehr Wasser durch das Loch durchdrang, wurde es wirklich ganz behaglich.

Nixlein legte also gutwillig die Arme um seinen Nacken. Es hatte auch nichts dagegen, daß er es fest an sich drückte.

Nun war's ihm eine erstaunliche Thatsache, daß sich die brennenden Lippen des Fischersknaben wieder und wieder auf seinen Mund preßten. Nixlein mußte nicht recht, wozu das wohl war, und hielt die jungen Lippen halb offen.

Bald aber hatte es das traute Kosen gelernt und gab selber leise zurück — Küßchen für Kuß.

Rheinfischersknab war entzückt. Er lachte, als ihm das Wasser bis über die Knöchel aussprigte bei jeder Bewegung des Rahnes. Das ließ sich ja wieder ausschöpfen, nachher — nachher. —

Er glitt von der Bank neben das Nixlein. Sein Mund suchte die rosigen Wänglein, eins um das andre, eins um das andre.

Und dem Nixlein gefiel das süße Spiel. Es bog den Kopf lachend zurück; ja, es zog wohl selber ab und zu lachte, ganz lachte den Kopf des Jünglings an seine Brust. Dann aber fiel ihm ein, daß sein Mund dabei zu kurz kommen könne, und hielt auch ihn wieder hin, lachend.

Rheinfischersknab jauchzte. Er riß das Nixlein an sich, wieder und wieder, als wollt' er's ersticken, dazwischen wieder liebteste er es sanft und zart, wie man ein Kindlein herzt.

Und das Nixlein hielt still und muckte sich nicht; ja, es schmiegte sich wohl gar selber zärtlich dem Jüngling an. Der hatte nicht Acht, daß ihm das Wasser plätschernd die Knie näßte, — überdies! schwamm er nicht wie ein Fisch?

Nixlein merkte kaum mehr, daß es nicht länger in seinem Element war, sondern gefangen in einem Rahn; soviel Wasser war schon darin. Es wurde freier, munterer, neckischer in seinen Bewegungen; und endlich warf es in übermüthigem Spiel den Körper zurück über den Bootrand, daß der Rahn sich zur Seite neigte.

Wie es das liebe Wasser unter sich spürte, da legte Nixlein schmeichelnd den Kopf zurück auf die Wellen und schaute glücklich lachend zu dem Jüngling auf.

Der beugte sich liebetrunken, und sein Haupt sank tief herab auf die weiße Brust.

Nixlein schloß selig die Augen, umschlang den Kopf mit beiden Armen, drückte ihn fest, fest an sich und hielt ihn und glitt hinab in das Wasser.

In der untergehenden Sonne stand die alte Mutter, legte die Hand über die Augen und schaute nach dem Sohne aus

und nach den Fischen für den Markttag morgen. Sie hatte schon ganz genau berechnet, wenn er den Korb voll heimbrachte, was sie von dem Erlös ins Haus schaffen würde für sie und für ihn.

Aber der Sohn kam nicht heim, kehrte nimmermehr wieder.

Rheinfischerknab, der auf Fischfang auszog, — Niglein hat ihn gefangen.

Allerlei.

Das Ende eines Prinzen. Im vorigen Jahre starb zu Brighton im Kaiserwahnfinn der abessinische Prinz Theodor, der Sohn des berühmten Kaisers Theodor von Aessinien. Jetzt ist eine andere afrikanische Sobiet an Schwindsucht gestorben, auch an Englands Südküste, aber nicht in dem reizenden Bade Eastbourne, sondern im Juckthause zu Lewes. Prinz Said Mohammed Abderrahman Selim Alfred Attalla entstammte einem Seitenzweige der Aethiopen-Dynastie. Sein Vater war türkischer General-Pascha und oberster Steuerbeamter. Attalla erhielt in Genf und Paris eine vorzügliche europäische Erziehung und war in allen Kreisen gern gesehen. Sein Vater hinterließ ihm über eine Million. Mit 19 Jahren verlobte sich der hübsche junge Mann mit einer französischen Komtesse. Aber diese Verlobung war sein Unglück. Die Juwelen für seine Braut holte er aus London. Hier jedoch kam er in Spielereise und verreckte auf dem grünen Tische in wenigen Wochen ein Vermögen. Die Verlobung ging zurück und der Prinz siedelte nach London über. Vom väterlichen Erbe waren nur noch 8000 Pfund (160 000 Mk.) übrig, aber auch diese schwanden schnell dahin. Er hatte bei einem Juwelier Mitte Juli vorigen Jahres für 500 Pfund (10 000 Mk.) Juwelen bestellt. An dem Morgen, an dem der Reisende des Geschäfts, Herr Hipkin, bei ihm vorsprach, hatte der Prinz all sein Geld verpielt. Als er die bestellten Juwelen, sowie weitere Kleinodien im Werthe von etwa 40 000 Mk. vor sich sah, stürzte er sich auf den Reisenden und stach ihn mit einem Dolche. Verbeulende Hotelgäste befreiten den Schwerverletzten und retteten ihm das Leben, doch ist Herr Hipkin dauernd siech geworden. Wegen dieses Mordverluches wurde Prinz Attalla zu sieben Jahren Zuchthaus verurtheilt, und nun ist der fürhliche Sohn des Sonnenlandes Aegypten in einem der Kerker des nebligen Nordlandes Albion gestorben.

Blitzableitung bei elektrischen Motorwagen. Aus Breslau wird geschrieben: Befamlich dient das Leitungsgesetz der elektrischen Bahnen für ganze Straßenzüge als Blitzableiter. Selbstverständlich nimmt der Blitz, um die Erde zu erreichen, seinen Weg auch durch den Motorwagen. Letzterer ist zu diesem Zwecke mit entsprechender Einrichtung versehen. Er enthält eine als Blitzableiter ausgebildete besondere Verbindung mit den Schienen, das heißt der Erde. Der Blitz nimmt dabei seinen Weg durch die sich gegen die Oberleitung stehende Kontaktstange, das an diese sich anschließende Kabel, die Bleisicherung, wiederum durch ein Kabel, durch den Hauptförder des Blitzableiters und mit Hilfe des Wagenuntergestelles zur Erde. Als nun während eines der letzten großen Gewitter, die sich über Breslau entluden, ein Zug der elektrischen Bahn am Kloster der barmherzigen Brüder zum Abbiegen von Fahrgästen hielt, fuhr ein Blitzstrahl hernieder in die Arbeitsleitung und machte den vorgeschriebenen Weg durch den Wagen. Hierbei funktionierte die Blitzableiteranlage nach Wunsch, jedoch wurde — wie dies bei der Stärke des elektrischen Stromes stets der Fall ist — die Bleisicherung geschmolzen; der Teller, auf welchem die Bleisicherungen ruhen, zerbrach in viele Stücke, was ein knatterndes Geräusch verursachte, und die Isolirmasse der Kabelenden hing an zu brennen. Der Luftzug trieb eine kleine Stichflamme am Fenster hinauf. Als die Fahrgäste diese bemerkten, beseitigten sie sich, den Wagen zu verlassen, was ihnen nach dem Führerstand hin mit Leichtigkeit gelang. Die Flamme und die glühenden Kabelenden wurden mit Wasser ausgegossen. Das ganze Vorkommniß bot eine Gefahr für die Insassen des Wagens nicht. Es ist auch nicht die geringste Verletzung erfolgt. In einem zweiten Fall schlug ein Blitzstrahl in einen Schornstein, dann in die Dadrinne und sprang von dieser in die Arbeitsleitung der elektrischen Bahn über. Die beiden dieser Stelle zunächst befindlichen Motorwagen führten den Blitz vorwärtsmäßig zur Erde und verloren dabei ebenfalls die Bleisicherung, welche schmolz. Nachdem neue Sicherungen eingezogen waren, legten die Wagen ihre Fahrt fort. Der Fahrgast geniest im Wagen vollkommenen Schutz gegen die Gefahr, welche der Blitz mit sich bringt.

Das gelbe Diner. Schnell hat sich die von Amerika kommende Mode der bunten Mahlzeiten, von denen wir bereits berichteten, bei uns eingeführt. Man veranstaltet „rosa Thees“, bei welchen der duftende Thee nur in rosa Tassen gerichtet und Kuchen mit rosa Guß aufgetragen wird. Mädchen erörthen, ein rothes Weingelee oder eine Erdbeercreme stimmen zum rosa Blumenmisch und zu den rosa-leidenden Decken der Theetische. Die Herren wählen für ihre Seite die grüne Farbe. Die Dekoration der Tafel ist nur in grün gehalten und besteht aus Weinlaub und Schneebällen oder grünen Georginen. Die Tischläufer sind mit grünem Laub besetzt, und das

Service muß natürlich grün sein. Lampen und Leuchter werden mit grünen Schleiern verhängt; aber nicht jedem Gourmet dürfte es gefallen, daß nur Wein der grünen Gläser halber kredent wird. Den Höhepunkt der Extravaganzen bildet aber ein gelbes Diner, das kürzlich in einer der eleganten Villen in einem vornehmen Boro-Berlins die Bewunderung aller Gäste erregte. Der Tischläufer bestand aus gelber Seide, und die Tafel wie der Speisesaal waren mit Marschall-Niel-Rosen geschmückt. Goldene Köpfe, gelbes Geschirr und gelbe Gläser wurden mit gelben Speisen gefüllt. Die Königin-Suppe war durch die reiche Verwendung von Eiern ganz gelb. Die Spargel mit gelber Butterauce, Kalbsrücken mit Béarnaise, Fricassée von Hühnern und Kalbsmilch, Truthahn mit Selleriesalat und Majonaisse, Maccaroni mit Parmesanläse, gelbe Eierpfannen, Vanilleeis, Citronencreme, Käse, Auflauf in Steingut-Becherchen, Mostelwein und Champagner, gelber Chartreuse erhöhten die gelbe Stimmung — den gelben Reiz auf den originellen Gedanken der Wirthin.

Schwimmende Farmen. Die „Revue Scientifique“ bringt interessante Einzelheiten über die Art, wie die am Ufer wohnenden Bauern vom oberen Pantsehang ihre Produkte nach den Häfen des unteren Theiles des Flusses, Kanleon, Kins-Kiang u. s. w. schaffen. Wie die Holzhändler Nordrusslands und Sibiriens, die sich der Flüsse bedienen, um ihre Waaren nach Nishnij-Nowgorod, Kasan und Astrachan zu bringen, vereinigen sie Baumstämme zu riesengroßen und primitiven Klotzen, deren Oberfläche oft mehr als 1 Hektar beträgt. Auf jedem dieser Klotze richten sie eine richtige Farm ein, der nur die Weideläge und die Getreidefelder fehlen. Man steht dort Wohnhäuser für die Menschen, Pferde-, Kuh- und Schweineställe, Futterweicher und Räume für den Mundvorrath der Farmer zc. Während der Fahrt, die oft über 1000 bis 1500 Kilometer geht, bleiben die Klotzbesitzer nicht müßig; sie haben z. B. Weidenrutten mitgebracht, die sie flechten, und aus welchen sie dann Wirtschaftsgäthe und Körbe anfertigen. Am Ziele der Reise verkaufen die ambulanten Farmer die ganze Farm: die Hausthiere, die landwirtschaftlichen Produkte, die angefertigten Gegenstände, die Wohnhäuser und schließlich zerstückeln sie die Klotze und verkaufen sie als Haus- oder Brennholz. Dann kehren sie zu Fuß oder auf einem Schiffe nach Hause zurück und nehmen in der Heimath die landwirtschaftlichen Arbeiten und die Viehzucht wieder auf; nach zwei oder drei Jahren unternehmen sie dann gewöhnlich eine neue Klotzfahrt.

Vom Büchertisch.

— „Allgemeine Konserbative Monatschrift“ für das christliche Deutschland. 55. Jahrgang. 1898. Herausgegeben von Prof. Dr. Martin v. Nathusius in Greifswald und Oberstlieutenant a. D. Ulrich v. Haffel, Friedenau bei Berlin. (Verlag von G. Ungleich in Leipzig.) Preis vierteljährlich Mk. 3.—. Das Juniheft enthält: Bilder aus dem Leben. Von Rose Berger. — Die Französischen Stiftungen in Halle a. S. Ein Beitrag zur 200jährigen Jubelfeier. Von Dr. Georg Fried. — Zur polnischen Frage. — Der Veruf der Frau im Spiegel Ibsenscher Dichtung. Von J. Matchow. — Bekenntnisse eines Strafgefangenen. Mit einleitenden Worten des Stadtpfarrers Dr. Wurler. — Brief aus Karlsbad. Eine Blauderei. Von H. Großke. — Ein Gotteskämpfer aus Israel. Stige aus der neueren Geschichte der Judenmission. Von Pastor emer. Kypke. — Gedichte. — Monatschau. Politik (von G. Frhr. v. Ungern-Sternberg). Vom Kriegsschauplatz (von U. v. Haffel). Kolonialpolitik (von U. v. Haffel). Sozialpolitik (von G. v. Massow). Kirche (von D. M. v. Nathusius). — Neue Schriften. 1. Politik. 2. Kirche. 3. Geschichte. 4. Lebensbeschreibungen. 5. Poesie. 6. Unterhaltungsliteratur. 7. Verschiedenes. 8. Neue Auflagen.

— Harry Graf Kessler: Notizen über Mexiko. Verlag von F. Fontane u. Co., Berlin W. 35. Preis 5 Mark. „Unsere Zeit ist möglicherweise die letzte gewesen, zu der man noch reisen konnte; schon wir kommen kaum noch aus unserer Zivilisation hinaus. Das Bild bleibt sich von Welttheil zu Welttheil erstaunlich gleich,“ sagt der Verfasser in seiner Vorrede. „Es giebt keine Entfernungen mehr, die genügen könnten, um Abenteuer glaubhaft zu machen.“ Und in der That, wie unsere gestammte Kunst sich von der Darstellung äußerer Abenteuer, vom rohen Stofflichen immer mehr ab und immer mehr der innerer seelischer Vorgänge zuwendet, so vollzieht sich dementsprechend auch hier eine weitgreifende Wandlung von der Darstellung des äußeren Erlebnisses ab zu der innerer geistiger Erlebnisse. Diese „Notizen über Mexiko“ des Grafen Harry Kessler bilden einen Markstein in der Entwicklung dieser Literatur. Sie schaffen etwas durchaus Neues. Sie begnügen sich nicht mit der landläufigen längst langweilig gewordenen Skizzirung von mehr oder minder zufällig Gesehenem, sondern bilden das geistvolle Tagebuch eines Mannes, der die fremde Welt im Spiegel eines starken durchaus persönlichen Innenlebens anfängt und wie der schaffende Dichter, was ihm begegnet, zu Eigenem umschmilzt. Es ist außerordentlich interessant unter seiner Führung von der Höhe europäischen Geistesleben auf die in den Niederungen stehenden geliebten Kultur Mexikos zu sehen und zu erkennen, was hier zum Hemmnis der Entwicklung und bei uns zu einer Förderung wurde.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Lohse, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.